

*Stefan Hölscher*

## **Freuds Trieblehre als Konzeption eines allumfassenden Strebens nach Lust**

*Ein sprachanalytischer Rekonstruktionsversuch*

*Abstract:* The subject of this article is a rational reconstruction of Freud's dualistic conception of drive based on the principles of sexuality and aggression. In the first two parts today's most popular theses about this conception will be discussed critically. The last two parts of the article unfold a conception in which the search for pleasure, which is basic to all activities, replaces the fundamental principle of motivation theory, whose elementary attributes are the phenomena of sexuality and aggression. Important advantages of this conception are its logical-semantic consistency, a decrease in dogmatism and an increase in the plausibility of psychoanalytical anthropology.

### **0. Einleitung**

Die Aufgabe, die Freud einer theoretisch allgemeinen Auseinandersetzung mit dem Triebbegriff gestellt sieht, formuliert er sehr anschaulich an einer Stelle der Schrift *Triebe und Triebchicksale*:

"Welche Triebe darf man aufstellen und wie viele? Dabei ist offenbar der Willkür ein weiter Spielraum gelassen. Man kann nichts dagegen einwenden, wenn jemand den Begriff eines Spieltriebes, Destruktionstriebes, Geselligkeitstriebes in Anwendung bringt, wo der Gegenstand es fordert und die Beschränkung der psychologischen Analyse es zuläßt. Man sollte aber die Frage nicht außer acht lassen, ob diese einerseits so sehr spezialisierten Triebmotive nicht eine weitere Zerlegung in die Richtung nach den Triebquellen gestatten, so daß nur die weiter nicht zerlegbaren Urtriebe eine Bedeutung beanspruchen können." (Freud 1915, 48)

Offensichtlich hält Freud es also für wesentlich, in einer triebkonzeptionellen Erörterung gerade nach solchen Trieben zu fragen, die den vielen, prinzipiell postulierbaren Einzeltrieben als "weiter nicht zerlegbare" Elementar- oder "Urtriebe" zugrunde liegen. Diese, die übrigen Triebe hervorbringenden "Triebquellen" hätten dann, da für Freud ausnahmslos alle motivationalen Prozesse zuletzt aus Trieben abgeleitet sind, den Charakter eines motivationalen Urquells aller menschlichen Aktivitäten schlechthin. Der Anspruch, den Freud an eine nicht nur auf einen ganz bestimmten Gegenstand bezogene, sondern psychologisch allgemeine Triebkonzeption erhebt, ist also kein geringerer als der, die letzten und universalen Motivationsprinzipien allen menschlichen Denkens, Wollens und Tuns überhaupt anzugeben.

Vor diesem Hintergrund wird nun aber sofort verständlich, daß Freuds eigene Triebkonzeption – hier nur in ihrer letzten und wichtigsten Ausgestaltung betrachtet – nämlich die Rückführung aller möglichen psychischen Aktivitäten auf Sexualität und Aggression, ihrem uneingeschränkten Geltungsanspruch entsprechend immer wieder auch auf die heftigste Kritik gestoßen ist. Dies nicht zuletzt deshalb, weil diese Konzeption mit offensichtlich verfehlten und empirisch unhaltbaren physikalistischen und biologistischen Teilkomponenten behaftet ist, die sich mit ihren psychologischen Elementen aufs engste vermischen. Die Frage, die sich einer prinzipiell noch konstruktiv orientierten Kritik dabei stellen muß, bezieht sich dann darauf, wie jenseits aller unabweisbaren inhaltlichen Verzerrung oder Überzogenheit und jenseits aller offenen oder verdeckten Widersprüche das motivationstheoretische Fundament der Psychoanalyse ausgehend von der Freudschen Triebkonzeption entwickelt und auf in sich stimmige und tragfähige Weise elaboriert werden kann.

Diese Frage hat in der gegenwärtigen psychoanalytischen Diskussion vor allem zwei Antworten gefunden. Zum einen wird die These vertreten, daß im Gegensatz zur Sexualität Aggression grundsätzlich nicht als Trieb aufrechterhalten werden könne. Zum anderen gibt es aber auch die These, daß der Triebbegriff insgesamt zu verwerfen und durch andere psychoanalytische Konzepte zu ersetzen sei. Im folgenden sollen nun beide Thesen dargelegt und in ihren Hauptargumenten diskutiert werden. Dabei wird sich zeigen, daß weder die erste noch die zweite These in der Lage ist, die gestellte Frage auf adäquate, und d.h. konsistente und sinnentsprechende Weise zu beantworten. Als Konsequenz wird daher anschließend versucht, mittels der Erkenntnisse aus der Erörterung der beiden Thesen und im Hinblick auf den systemfunktionalen Stellenwert der Triebkonzeption zu einer bestandsfähigeren Lösung der Frage und damit zu einem fruchtbareren Umgang mit der Triebkonzeption zu gelangen. Das hierzu wie auch zur kritischen Diskussion der beiden Thesen eingesetzte methodische Verfahren ist das einer sprachanalytisch vorgehenden logisch-semantischen Begriffsanalyse. Die Angemessenheit eines solchen Vorgehens wird sich dabei insbesondere im Rahmen der konstruktiven Argumentation durch den Erweis des speziellen nicht-empirischen Status der Triebkonzeption ergeben.

### **1. Darf Aggression im Vergleich zur Sexualität überhaupt als Trieb aufgefaßt werden?**

Die These eines klaren 'Nein' auf die hier gestellte Frage vertritt in jüngster Zeit vor allem Thomä, so in dem schon von der Überschrift her bezeichnenden Artikel *Aggression und Destruktivität jenseits der Triebmythologie* (Thomä 1990; weitere Verfechter dieser These sind z.B. Freud, A. 1972 und Kunz 1946). Paradigmatisch für die Begründung dieser These sind primär zwei Argumente, die auch im Mittelpunkt von Thomäs Ausführungen stehen. Erstens – so wird gesagt – verfüge Aggression im Gegensatz zur Sexualität nicht über die nach Freud spezifischen Merkmale eines Triebes, nämlich Organ, Energie und Objekt; zweitens sei

Aggression im Gegensatz zur Sexualität in ihrer Entstehung ein bloß reaktives Phänomen.

Den Schwerpunkt des ersten Arguments bildet der im Falle der Aggression offenkundige Organmangel. Unter dem Organ eines Triebes versteht Freud dabei denjenigen Körperteil bzw. -bereich, in dem sich die Quelle dieses Triebes als beständig wirksame, somatische Reizgröße befindet (zur Begriffsbestimmung vgl. z.B. Freud 1915, 47). Während sich nun aber im Falle der Sexualität die zu diesem Trieb gehörige Körperregion ohne weiteres angeben läßt, läßt sich für die Aggression kein der Genitalzone vergleichbares somatisches Pendant finden. Dementsprechend scheint es dann aber auch nicht mehr sinnvoll zu sein, analog zur Libido des Sexualtriebs für die Aggression eine aus deren körperlichem Ursprung resultierende (psychisch wirkende) Triebenergie zu postulieren, so daß die Aggression folglich energielos dazustehen scheint. Schließlich lassen sich anders als bei der Sexualität im Falle der Aggression auch keine dieser quasi von vornherein reservierten oder naturgemäßen Objekte ausmachen, so daß die Rede vom Objekt des Triebes hier ebenfalls als obsolet zu betrachten wäre.

Das zweite, auf die bloß reaktive Genese der Aggression zielende Argument darf – wie auch Thomä eigens erwähnt (Thomä 1990, 32) – nicht mit einer Verharmlosung menschlicher Aggressivität gleichgesetzt werden. Im Gegenteil betont Thomä am (Waelder 1963, 135f. entlehnten) Beispiel vom "unstillbaren Haß Hitlers gegenüber den Juden, ... daß die Unerschöpflichkeit und Grenzenlosigkeit dieses Hasses und ähnlicher Formen von Destruktivität nicht im Reiz-Reaktions-Schema aufgehen" (Thomä 1990, 33). Gleichwohl hält Thomä an einer lerntheoretisch akzentuierten Auffassung der Aggressionsgenese fest: "Der Mensch erwirbt also durch unendlich viele recht unterschiedliche *Lernerfahrungen* eine Disposition, ein unbewusstes Schema, das die wesentliche Bedingung dafür schafft, welche gefährliche oder frustrierende Qualität er Reizen zuschreibt." (36; Hervorhebung von mir) Die in dieser oder (lerntheoretisch) vergleichbarer Weise auf reine Reaktivität zurückgeführte Aggression bedarf nun zu ihrer Voraussetzung allerdings noch eines bei der Person immer schon vorhandenen Bezugslements, genauer gesagt einer intrapersonalen Bedingung, die überhaupt erst die Möglichkeit des Aggressionsdispositionserwerbs gewährt. Als derartige Bedingung fungiert bei Thomä – auch hier durchaus exemplarisch für die Vertreter der Nicht-Trieb-These der Aggression – das Konzept der "Selbsterhaltung" als "biopsychologisches Regulationsprinzip, das von außen und von innen gestört werden kann" (38). Im Klartext heißt dies: Wird das Streben nach Selbsterhaltung, das allem körperlich-seelischen Geschehen als solchem zugrunde liegt, von außen, z.B. durch einen Angreifer oder Rivalen oder von innen, z.B. durch Frustration oder Gefühle der Ausweglosigkeit, gestört, dann ist es gut möglich, daß das von einer solchen Störung betroffene Individuum mit Aggression auf die Störung reagiert, wobei (wegen des generell dispositionellen Charakters der Aggression) selbstverständlich wiederholte oder auch im Verhältnis zum Anlaß (stark) unproportionierte Aktualisierungen der aggressiven Tendenz vorkommen können.

Nun scheint es durchaus verständlich und einleuchtend zu sein, Aggression im soeben skizzierten Sinn als bloß reaktives Phänomen zu konzeptualisieren. Auch klingt es plausibel, der Aggression ein bestimmtes Ursprungsorgan, bestimmte ihr reservierte Objekte sowie eine spezielle, ihr eigene und beständig wirksame Energieform abzusprechen. Nichtsdestotrotz stellt sich die Frage, ob die hier vorgebrachten Argumente den eigentlich zur Debatte stehenden Punkt überhaupt treffen, ob also mit ihnen sich tatsächlich zeigen läßt, daß Aggression im Gegensatz zur Sexualität *im Freudschen Sinn* nicht als Trieb aufgefaßt werden darf. Um hierüber nähere Klarheit zu erlangen, ist es erforderlich, die beiden Argumente noch einmal kurz mit Freuds eigenen Überlegungen in Beziehung zu setzen.

Zunächst das erste Argument: Sicher ist es unbestreitbar, daß Aggression nicht über ihr gleichermaßen vorgegebene oder naturgemäße Objekte verfügt wie Sexualität. Das ist aber auch nach dem Freudschen Objektbegriff keinesfalls vonnöten. Als "Objekt des Triebes" bezeichnet Freud "dasjenige, an welchem durch welches der Trieb sein Ziel erreichen kann" (Freud 1915, 47), wobei unter dem "Ziel eines Triebes" dessen "Befriedigung" (46) zu verstehen ist. Weiter heißt es: "Es [gemeint ist das Objekt] ist das variabelste am Triebe, nicht ursprünglich mit ihm verknüpft, sondern ihm nur infolge seiner Eignung zur Ermöglichung der Befriedigung zugeordnet. Es ist nicht notwendig ein fremder Gegenstand, sondern ebensowohl ein Teil des eigenen Körpers. Es kann im Laufe der Lebensschicksale des Triebes beliebig oft gewechselt werden ..." (47). Das aber heißt, daß prinzipiell alles und jedes zum Objekt eines Triebes werden kann, was auch immer nur zur Befriedigung des Triebes geeignet ist; und da sich apriori natürlich überhaupt keinem Gegenstand die "Eignung zur Ermöglichung der Befriedigung" absprechen läßt, ist an und für sich kein einziger Gegenstand dagegen gefeit, als Objekt eines Triebes in Frage zu kommen. Bezogen auf die Aggression bedeutet dies: Was auch immer gerade Gegenstand einer aggressiven Tendenz ist, muß als Objekt der Aggression angesehen werden. Der Objektbegriff befindet sich demnach in einer rein logischen, nicht aber irgendwie inhaltlich vorgeprägten Relation zum Begriff des Triebes, und dementsprechend ist es nicht bloß möglich, sondern sogar notwendig, vom (jeweiligen) Objekt der Aggression zu sprechen. Gleiches gilt selbstverständlich ebenso für den Fall der Sexualität.

Etwas komplizierter sieht die Sache beim Organ des Triebes aus. Klar ist auch hier, daß die Aggression keinen der Genitalzone analogen somatischen Ursprungsort aufzuweisen hat. Während aber Freud beim Objektbegriff rein logisch-analytisch operiert, begibt er sich nun auf empirisches Terrain, wobei schon im Falle der Sexualität seine diesbezügliche Theorie als unzureichend und verfehlt anzusehen ist. Die Annahme nämlich, sexuelle Erregung entstamme kausal allein aus den zugehörigen Sexualorganen, aus denen sie wie aus einer Quelle entströme, um dann im Psychischen nur noch ihre Wirkung zu entfalten, läßt sich physiologisch ganz einfach nicht aufrechterhalten. Statt dessen handelt es sich beim Aufbau sexueller Erregungsmuster bekanntermaßen um komplizierte Wechselwirkungsmechanismen zwischen zentralen und (organisch) peripheren Vorgängen, so daß von einer unidirektionalen Verursachung hier überhaupt nicht die Rede sein kann. Hinzu kommt noch, daß ja der Freudsche Triebbegriff Sexua-

lität zu einem universalen, d.h. an jedem psychischen Geschehen zumindest *mitbeteiligten* Motivationsprinzip erhebt. Die Vorstellung aber, daß schlechthin jedes psychische Geschehen auf eine somatische Erregung im Genitalbereich angewiesen sein soll, ist nun nicht bloß in physiologischer Hinsicht absurd zu nennen. (Diese Vorstellung wird im übrigen auch dann nicht besser, wenn man mit Freud neben den Genitalien auch alle übrigen Körperzonen als potentielle Quellen sexueller Erregung, und d.h. als Organe sexueller Partialtriebe ansieht (vgl. dazu z.B. Freud 1905, 43f. und Freud 1914, 27). In diesem Fall wird das Problem somatisch-sexueller Erregung lediglich auf den gesamten Körper ausgedehnt.)

Auf allgemeinsten Ebene ist Freuds Auffassung vom Trieborgan schließlich entgegenzuhalten, daß sie mit einer inakzeptablen Theorie über das Verhältnis von Leib und Seele verbunden ist. Freud geht nämlich davon aus, daß der Trieb zunächst allein im Physischen liege, von wo aus er dann auf nicht näher geklärte Weise ins Psychische gelange, um schließlich, nämlich im Anschluß an die wie auch immer geartete Triebhandlung, wieder im rein Physischen zu landen. Dieses interaktionistisch inspirierte psychisch-physische Abfolgeschema verdeutlicht z.B. folgende Passage aus der Vorlesung über *Angst und Triebleben*:

"Man kann am Trieb Quelle, Objekt und Ziel unterscheiden. Die Quelle ist ein Erregungszustand *im Körperlichen*, das Ziel die Aufhebung dieser Erregung, auf dem Wege von der Quelle zum Ziel wird der Trieb *psychisch* wirksam. ... Das Ziel kann am eigenen Körper erreicht werden, in der Regel ist ein äußeres Objekt eingeschoben, an dem der Trieb sein äußeres Ziel erreicht; sein inneres bleibt jedesmal die als Befriedigung empfundene *Körperveränderung*." (Freud 1933, 79f.; Hervorhebungen von mir)

Die aus dieser Passage hindurchscheinende (ad-hoc-)Theorie über das Leib-Seele-Verhältnis, die heutzutage wohl selbst innerhalb der Psychoanalyse von niemandem mehr ernsthaft vertreten wird, ist nun schon allein deshalb zu verwerfen, weil sie in gar keiner Weise expliziert, wie denn eigentlich die Übergänge vom Physischen zum Psychischen (und zurück) sowie die Möglichkeit der wechselseitigen Beeinflussung der beiden strukturell zu denken sind. Will man daher mit dieser Theorie gegen das Freudsche Triebkonzept argumentieren, dann kann man sich natürlich nicht nur an die eine Hälfte dieses Konzepts wenden und so tun, als bliebe die andere davon gänzlich unbehelligt. Kommt man mit anderen Worten zu der Feststellung, daß Aggression im Freudschen Sinn gar kein Organ besitze, so ist klarerweise noch hinzuzufügen, daß Sexualität dann *im Freudschen Sinn* (der hier nämlich einfach reichlich sinnlos ist) ebenfalls kein Organ besitzen kann.

Übrig bleibt damit zuletzt unter den der Aggression von den Verfechtern der Nicht-Trieb-These abgesprochenen Triebmerkmalen die dem Trieb zueigene Energie. Unter der Energie bzw. dem Drange eines Triebes versteht Freud "dessen motorisches Moment, die Summe von Kraft oder das Maß von Arbeitsanforderung, das er repräsentiert. Der Charakter des Drängenden ist eine allgemeine Eigenschaft der Triebe, ja das Wesen derselben" (Freud 1915, 46). Bei dieser Bestimmung ergibt sich nun eine, der Unidirektionalitätsproblematik in der

Auffassung des Trieborgans ganz vergleichbare Schwierigkeit, nämlich die, daß die Bestimmung nach dem heutigen Wissensstand in ihrem (natur) wissenschaftlich-kausalen Aussagewert völlig unhaltbar geworden ist. Abstrahiert man jedoch von den entsprechenden Bestimmungskomponenten, in diesem Fall von den quantitativ-ökonomischen Aspekten der Termini "motorisches Moment", "Summe von Kraft" und "Maß von Arbeitsanforderung" (zur Kritik der quantitativ-ökonomischen Betrachtungsweise vgl. ausführlicher die Argumentation in Abschnitt 2), dann bleibt als Explikation des Energie- bzw. Drangbegriffs lediglich übrig, daß dieser Begriff die (rein psychologisch gemeinte) Motivationskraft eines Triebes bezeichnet, und daß es sich bei dieser Kraft um 'das Wesen', also um das kennzeichnende Merkmal eines Triebes handelt. Ein Trieb (im quantitativ-ökonomisch befreiten Freudschen Sinn) ist mit anderen Worten gerade durch die von ihm ausströmende Motivationswirkung charakterisiert, so daß er als Drang bzw. (wiederum rein psychologisch gemeint) als Motor oder Energielieferant psychischen Geschehens angesehen werden muß.

Der Drang- bzw. Energiebegriff darf dementsprechend dann auch nicht bloß auf der Ebene eines empirischen Kriteriums angesiedelt werden, dessen Vorliegen oder Fehlen darüber entscheidet, ob eine psychische Tendenz als Trieb oder Nicht-Trieb einzustufen ist, sondern im Gegenteil impliziert der Begriff des Triebes ebenso wie den des Objekts auch den des Dranges bzw. der Energie. Noch genauer gesagt: ein Trieb ist im wesentlichen gar nichts anderes als ein Drang bzw. eine Quelle psychischer Energie. Zwischen Trieb- und (von den Unhaltbarkeiten des psychologisch-mechanistischen Mischbegriffs gereinigtem) Energiebegriff besteht also ein ausschließlich analytisches Sachverhältnis, und infolgedessen ist es zwar grundsätzlich möglich, die logisch-semanticke Angemessenheit dieses Verhältnisses in Frage zu stellen, keinesfalls jedoch ist es möglich, den Triebbegriff insgesamt intakt zu lassen, dann aber bei einer seiner beiden grundlegenden Spezifikationen die Energiekomponente aus dem Begriff herauszuschälen und mit ihr empirisch gegen die betreffende Spezifikation zu argumentieren. Konkret bezogen auf die Nicht-Trieb-These der Aggression heißt dies: Wollen die Vertreter dieser These nicht auf den Freudschen Urbegriff der Energie zurückfallen, der wegen seiner offensichtlich naturwissenschaftlichen Anachronismen die gesamte Theorie desavouiert, dann dürfen sie auch nicht auf der einen Seite das Verhältnis von Sexualität und Triebenergie unangetastet lassen, während sie auf der anderen Seite nach einer als empirische Rechtfertigung des Triebstatus der Aggression fungierenden Energie fahnden, die dann, weil sie natürlich nicht zu finden ist, den Abschied der Aggression aus der Triebtheorie (mit)begründen soll.

Festzuhalten ist daher, daß der Versuch der Nicht-Trieb-Theoretiker, der Aggression aufgrund des von ihnen diagnostizierten Organ-, Energie- und Objektmangels den Triebstatus abspenstig zu machen, zum Scheitern verurteilt ist. Dieser Versuch scheitert schon allein deswegen, weil er sich zum Teil, nämlich im Falle des Objektbegriffs, einfach über die Freudsche Terminologie hinwegsetzt und zum Teil, nämlich beim Organ- und Energiebegriff, diese Terminologie in unkritischer, d.h. nicht widerspruchsfrei rekonstruierter Weise weiterverwendet, wobei obendrein die Begriffsverwendung noch willkürlich-

einseitig nur gegen das Aggressionskonzept zum Einsatz gebracht wird. Würden die Vertreter der Nicht-Trieb-These die Freudsche Terminologie andererseits in konsistent-präziser Form verwenden, so würde – wie sich gezeigt hat – alles, was sie überhaupt gegen die Triebverfassung der Aggression vorzubringen hätten, gleichermaßen auch den Triebcharakter der Sexualität betreffen. Damit läßt sich dann aber als erstes Zwischenfazit sagen, daß zumindest bislang, also mit dem Organ-Energie-Objekt-Argument nicht der Beweis erbracht werden konnte, daß Aggression im Gegensatz zur Sexualität im Freudschen Sinn nicht als Trieb aufgefaßt werden darf.

Wie sieht es nun jedoch mit dem zweiten Argument aus? Das zweite Argument hebt ja auf die reaktive Entstehung der Aggression ab, um von dieser her die Unvereinbarkeit des Aggressions- mit dem Triebbegriff sowie den Gegensatz von Aggression und Sexualität zu demonstrieren. Auffällig ist dabei zunächst, daß es eine durchaus gleiche Einschätzung der empirischen Ausgangslage ist, die einen Autor wie Thomä (s.o.) zum Befürworter der Reaktivitäts- und einen Autor wie Waelder (1963, 124ff.) zum Befürworter der Triebartigkeitsthese werden läßt. Waelder unterscheidet zuerst einige bloß reaktive Formen menschlicher Aggressivität, wie z.B. aggressive Reaktionen auf Gefahr oder Bedrohung und Aggression als Teilaspekt sexuellen Interagierens, um von derartigen Formen dann kategorisch-prinzipiell die "essentielle Destruktivität" (134) abzugrenzen. Mit "essentieller Destruktivität" meint Waelder "Manifestationen der Aggression, die deshalb nicht als reaktiv auf Provokationen angesehen werden können, weil sie in ihrer Intensität oder in ihrer Dauer so ungeheuer sind, daß es schwierig wäre, sie sinnvoll in ein Reiz-Reaktions-Schema einzuordnen ..." (134). Nun stimmt Thomä, der sich in diesem Zusammenhang (vgl. das oben bereits angeführte Hitler-Beispiel) sogar eigens auf Waelder bezieht, mit dessen Diagnose, es gäbe mitunter in ihrer Intensität oder Dauer schier ungeheuerere Aggressionsmanifestationen, vollkommen überein. Auch teilt Thomä ja die Ansicht (s.o.), daß derartige Manifestationen nicht mehr in einem einfachen Reiz-Reaktions-Schema abgebildet werden können. Gleichwohl ergibt sich für Thomä aus dieser Diagnose dann nicht die (zumindest partielle) Triebartigkeit der Aggression, sondern im Gegenteil betont Thomä, daß es gerade "Freuds Entdeckungen unbewußter Reaktionsbereitschaften" (Thomä 1990, 33), wie insbesondere die der zum "unbestrittenen Erfahrungsschatz der Psychoanalyse" (38) zählenden narzißtischen Selbststruktur und Kränkbarkeit des Menschen seien, die solche unproportionierten und ausufernden Aggressionserscheinungen *als Reaktionen* zu erklären in der Lage wären. Je mehr nämlich – wie Thomä sagt – die narzißtischen Größenphantasien ins Grandiose wachsen, desto mehr bildet sich ein *circulus vitiosus*, bei dem "mit der Zunahme von Größenphantasien auch die Gefährdung durch eingebildete Feinde wächst" (39), so daß daraus schließlich (phänomenologisch) genau das entstehen kann, was Waelder als "essentielle Destruktivität" bezeichnen will. Daß dabei jedoch (kausal-konstitutiv) trotzdem nur reaktive Aggression am Werke ist, ergibt sich für Thomä aus der unlöslichen Anbindung des Narzißmus an das als biopsychologisches Regulationsprinzip fungierende Selbsterhaltungsstreben (s.o.). Nichts anderes als dieses Streben sei es nämlich, dessen Störungen – gleich ob

innerer oder äußerer Art – ein Individuum mit Aggressionen, seien sie nun maßvoll und verträglich oder aber destruktiv durchwoben und vernichtend, zu *beantworten* geneigt ist.

Nun hat es durchaus den Anschein, als ob Thomä im Wettstreit um die beste psychoanalytische Aggressionsdeutung im Verhältnis zu Waelder die Nase vorn habe; denn sicherlich ist die Behauptung, daß Aggression (zumindest partiell) als nicht-reaktiv aufgefaßt werden müsse, weil sie mitunter "so ungeheuer" sei, daß sie gar nicht mehr als reaktiv aufgefaßt werden könne, rein logisch betrachtet ein wenig kurzgeschlossen. Und auch wenn Waelder für seine These, die er über mehrere Seiten mit bunten Beispielen illustriert (Waelder 1963, 134ff.), einige intuitive Plausibilität reklamieren kann, so folgt aus einer mitunter zu beobachtenden ungeheuren Aggressivität ebensowenig ein Aggressionstrieb wie aus einer mitunter zu beobachtenden ungeheuren Genialität ein Genietrieb oder aus einer mitunter zu beobachtenden ungeheuren Intellektualität ein Intelligenztrieb. Andererseits ist das regulativ wirksame biopsychologische Selbsterhaltungstreiben, das Thomä in bewußter Erweiterung von Freuds neben der Sexualität ursprünglich postuliertem Selbsterhaltungstrieb (vgl. Thomä 1990, 38) heranzieht, so umfassend und so allgemein, daß es nicht nur die Aggression in (reaktive) Abhängigkeit zu sich zu setzen gestattet, sondern gleich auch noch die Sexualität mit dazu. Denn ebenso wie ein Individuum auf bestimmte Störungen seines Selbsterhaltungstrebens mit aggressiven Verhaltenstendenzen reagieren kann, kann es natürlich auch auf bestimmte Förderungen dieses Strebens mit sexuellen Verhaltenstendenzen reagieren. (Eine derartige, die Verquickung von Sexualität und Selbsterhaltung betonende Sichtweise befindet sich im übrigen auch in bestem Einklang mit Freud selbst, der ja gerade wegen des primären Ich-Bezugs der Libido den zunächst aufgestellten Gegensatz von Sexualitäts- und Selbsterhaltungstrieb in seinen späteren Schriften wieder verworfen hat (vgl. dazu z.B. Freud 1920, 159).) Damit ist jedoch dann klar, daß Thomäs Argumentation nicht nur dazu angetan ist, der Aggression ihren vermeintlichen Triebstatus (auf recht prinzipielle Art und Weise) wieder zu entziehen, sondern konsequent zu Ende gedacht führt diese Argumentation auch dazu, die Sexualität auf den Rang eines rein reaktiven und abhängigen Phänomens herabzusetzen. Unterstellt man nämlich überhaupt den anthropologischen Primat eines allem biopsychologischen Geschehen zugrundeliegenden individuellen Selbsterhaltungstrebens, dann ergeben sich eben nicht nur gewisse Verhaltensmuster in Abhängigkeit von Beeinträchtigungen, die das Individuum in seinem Streben erfährt, sondern eben genauso auch solche, die aus Begünstigungen, und d.h. z.B. aus Lustgewinn und damit Bestärkung des um Selbsterhaltung bemühten Individuums resultieren. Während jedoch aggressives Verhalten einschließlich der Dispositionen dazu ganz maßgeblich in die zuerst genannte Rubrik gehört, müssen Erscheinungen und Tendenzen der Sexualität zentral der zuletzt genannten zugerechnet werden.

Würde dagegen nun eingewendet, daß doch – wie Freud gezeigt habe – Sexualität ein ganz und gar allgemeines, jedwedes psychische Geschehen mitbetreffendes und elementares Phänomen sei, wohingegen Aggression ihren Triebstatus lediglich aus einer Generalisierung sehr begrenzter klinischer Beobachtungen

(vor allem des Sadismus und des Masochismus) gewonnen habe, so daß die Triebhaftigkeit der beiden keinesfalls gleich fest verwurzelt und der Schluß von dem Nicht-Triebcharakter des Aggressiven auf den des Sexuellen überhaupt nicht gerechtfertigt sei, so hätte man es bei einem solchen Einwand mit einer puren *Petitio principii* zu tun. Tatsächlich nämlich ist die Inthronisierung zum Triebe im Falle der Aggression der bei der Sexualität vollkommen strukturanalog. In beiden Fällen dient als Basis gleichermaßen das Reservoir der klinischen Beobachtungen Freuds und in beiden Fällen meint Freud, ausgehend von diesem Reservoir zu dem Allsatz gelangen zu können, daß schlechterdings alles, was auch immer Menschen denken, wollen oder tun, motivational zuletzt aus sexuellen bzw. aggressiven Quellen gespeist sei. Der Triebcharakter der Sexualität ist also genauso gut oder schlecht fundiert wie der der Aggression. Das aber heißt zugleich, daß es keinen (akzeptablen) Grund gibt, das Konzept der Sexualität bei der Frage nach der Trieb- oder Nicht-Triebartigkeit generell anders zu behandeln als das der Aggression. Wird daher die Aggression unter Anbindung an ein ihr gegenüber ursprünglicheres und fundamentaleres anthropologisches Prinzip zu einem bloß reaktiven und abhängigen Phänomen erklärt, dann bedeutet es schlichtweg einen Mangel an argumentativer Geschlossenheit und Konsequenz, die sich aus einem solchen Primärprinzip herleitenden Folgen für den Fall der Sexualität einfach unberücksichtigt zu lassen.

Als Ergebnis der die beiden zentralen Argumente beleuchtenden Erörterung der Nicht-Trieb-These der Aggression ist somit festzustellen, daß es den Vertretern dieser These weder mit ihrem ersten (dem Organ-Energie-Objekt-Argument), noch mit ihrem zweiten (dem Reaktivitäts-)Argument gelungen ist, die Nicht-Triebhaftigkeit speziell der Aggression zu demonstrieren. Bei beiden Argumenten hat sich vielmehr herausgestellt, daß, würden sie denn überhaupt in konsistent-präzisierter Form vorgebracht, Aggression und Sexualität von ihnen gleichermaßen betroffen wären. Die These, daß Aggression im Gegensatz zur Sexualität *im Freudschen Sinn* nicht als Trieb verstanden werden dürfe, muß also insgesamt als unbegründet und systematisch verkürzt zurückgewiesen werden. Ist nun aber die Kritik am Freudschen Aggressionskonzept gerade wegen ihrer Inkonsequenz und Halbherzigkeit selbst zu kritisieren, dann richtet sich der Blick ganz automatisch auf diejenige Position, nach der der Triebbegriff überhaupt aus der Psychoanalyse verwiesen werden muß.

## **2. Muß der Triebbegriff aus der Psychoanalyse nicht generell eliminiert werden?**

Offensichtlich ist die diese Frage bejahende These weitaus radikaler als die, die allein den Nicht-Triebcharakter der Aggression zum Gegenstand hat. Während die letztere nur auf einen Anwendungsfall des Triebbegriffs hin ausgerichtet ist, den Begriff als solchen aber durchaus unangetastet läßt, geht es der ersteren darum, den Begriff des Triebes ganz generell aus der Psychoanalyse zu streichen. Die Folgen dieser These für das System der psychoanalytischen Rahmenbegriffe sind daher auch weitaus gravierender als die einer eher theorieimmanent orien-

tierten Auseinandersetzung allein mit dem Aggressionskonzept; und dementsprechend ist es auch nicht verwunderlich, daß sich die generelle Trieb-Eliminations-These meistens im Kontext einer recht grundsätzlich gehaltenen Kritik am theoretischen Unter- oder Überbau, also an der gesamten Metatheorie psychoanalytischer Psychologie findet. Beispiele hierfür bieten die Arbeiten von Gill (1976) und Schafer (1976).

Gleichfalls zu den grundlegenden Kritikern der Freudschen Metapsychologie zählt auch Holt (1981), der mit seinem Artikel *Drive or wish? A Reconsideration of the Psychoanalytic Theory of Motivation* (Holt 1976) ein ebenso ausführliches wie eloquentes Plädoyer für die generelle Trieb-Eliminations-These abgibt und der deshalb auch im folgenden als Hauptgewährsmann für diese These fungieren soll. Die zahlreichen Einzelargumente Holts lassen sich dabei insgesamt auf drei Kernargumente reduzieren, von denen das erste die die Freudsche Triebtheorie belastenden anachronistischen Vorstellungen aus der Physiologie des 19. Jahrhunderts, das zweite Freuds irriige Annahmen über das Verhältnis des Physischen zum Psychischen und das dritte den mit den Motivationsprinzipien Sexualität und Aggression verbundenen Universalitätsanspruch betrifft.

Holts erstes Argument richtet sich ganz prinzipiell gegen Freuds Grundvorstellung vom Organismus, die Holt wie folgt skizziert:

"The basic model of the organism is the hypothetical reflex arc, conceived of as stimulus > internal processing > response. That is, all behavior originates in the intrusion of physical energies from either the external world or from intrasomatic sources into the nervous system, which is conceived of as passive, without energies of its own, and functioning so as to rid itself of the noxious input via action." (Holt 1976, 163)

Dreh- und Angelpunkt der Freudschen Organismusvorstellung ist also nach dieser durch das gesamte Werk Freuds hinlänglich belegten Darstellung das Modell des Reflexbogens, nach dem jedes Verhalten zunächst auf einen internen, d.h. aus dem Körper stammenden oder externen, d.h. aus der Außenwelt herrührenden, in jedem Fall aber physisch gearteten Reiz angewiesen ist, auf den hin eine Phase internaler, d.h. zentral-nervöser Verarbeitung einsetzt, die dann früher oder später zu einer, wie auch immer beschaffenen Reaktion, also dem (eigentlich zu erklärenden) Verhalten führt. Wesentlicher Bestandteil des Reflexbogenmodells ist dabei Freuds im Anschluß an Fechner zustande gekommene Ansicht, daß das Nervensystem von Natur aus, d.h. an sich gänzlich passiv sei und deshalb auch mit all seinen Tätigkeiten wieder auf einen Zustand möglichst ausgeprägter, im optimalen Fall sogar vollständiger Passivität, d.h. Reizlosigkeit ziele (vgl. dazu z.B. Freud 1920, 122f.). Dieses unter dem Namen "Konstanzprinzip" in der Geschichte der Psychoanalyse berühmt-berüchtigt gewordene Organismusaxiom ist nun aber, wie Holt unter Bezug auf einige Gegenbeispiele, z.B. "the elemental nature of curiosity" (Holt 1976, 164) zeigt und wie im übrigen (unter Psychoanalysekennern) als mittlerweile allgemein bekannt vorausgesetzt werden darf, (physiologisch) so unhaltbar wie etwas nur (physiologisch) unhaltbar sein kann, so daß schon allein aus diesem Grunde Freuds gesamtes Organismusmodell als verfehlt und damit inakzeptabel bezeichnet werden muß.

Darüber hinaus gibt es jedoch noch eine weitere, ganz zentrale Implikation dieses Modells, die zwar logisch aus dem Konstanzprinzip resultiert, die aber schon von sich aus von der empirischen Evidenz her einfach nicht aufrecht zu erhalten ist, und die selbst Freud durch seine eigenen Erfahrungen nicht durchgehend bestätigt fand: "Increases in intrapsychic tension are unpleasant, and pleasure may be obtained only from reducing tension. Freud explicitly tells us that his observations contradict this proposition, which is clearly demanded by the theory ..." (164). Die für Freuds Theorie folgenschwere Aussage, daß jedwede Zunahme psychischer Spannung Unlust, und jedwede Abnahme psychischer Spannung Lust bedeute, ist also, obwohl Freud sich von ihr konzeptionell bis zuletzt nicht getrennt hat, von ihm selbst als empirisch nicht legitimierbar anerkannt worden (vgl. dazu z.B. Freud 1924, 209f.: "Es scheint, daß wir Zunahme und Abnahme der Reizgrößen direkt in der Reihe der Spannungsgefühle empfinden, und es ist nicht zu bezweifeln, daß es lustvolle Spannungen und unlustige Entspannungen gibt."). Zusammenfassend kann Holt daher über das Freudsche Reflexbogenmodell feststellen: "In sum, the passive reflex model must be abandoned." (Holt 1976, 164)

Nicht minder drastisch fällt Holts Urteil auch im zweiten Argumentationskomplex in bezug auf Freuds Annahmen über das Verhältnis des Physischen zum Psychischen aus. Wie bereits kurz dargelegt geht Freud davon aus, daß der Ursprung eines jeden Triebgeschehens in einem "Erregungszustand im Körperlichen" liege, von wo aus das Triebgeschehen dann zur psychischen Verarbeitung weitergelange, um schließlich und endlich wieder im rein Physischen zu landen. Nun ist – wie Holt unter Hinweis auf zeitgenössische Diskussionen zum Leib-Seele-Problem betont (166f.) – der hier vertretene rudimentäre Sequenz-Interaktionismus schon allein aus allgemein-philosophischen Gründen heraus als vollkommen obsolet abzulehnen (vgl. dazu auch Abschnitt 1). Abgesehen davon steht er jedoch auch unter dem Gesichtspunkt einer empirisch-psychologischen Motivationstheorie auf total verlorenem Posten. Dem Freudschen Dogma, daß jedweder Motivationsprozeß zunächst einmal aus dem Körperlichen aufzusteigen habe, hält Holt ähnlich allgemein entgegen: "I do not hesitate to say that it is impossible to demonstrate any relevant somatic stimulation connected with the vast majority of human motives; surely, the burden of proof was on Freud to find it, and neither he nor any of his followers has apparently felt it necessary to do so" (166). Im einzelnen konfrontiert Holt das Freudsche Sequenzmodell mit Resultaten jüngerer Forschung, die nun gerade für die sogenannten physiologischen Bedürfnisse, "the so-called physiological needs or basic drives" (166), wie Hunger oder Durst zeigen, daß bei der Aktualisierung dieser Bedürfnisse innersomatische Stimuli zwar eine wichtige, keinesfalls jedoch entscheidende und nicht einmal notwendige Rolle spielen.

Daß Freud trotzdem – auch der für ihn bereits erkennbaren Evidenz entgegen – alle Motivationsprozesse und alle psychischen Prozesse überhaupt zuletzt auf physische Entitäten zurückzuführen bemüht war, rührt, wie auch sein Bestreben, alle von ihm angestellten psychischen Beobachtungen in die (Neuro)Physiologie als erklärendes Bezugssystem einzugliedern, nach Holts Auffassung zu einem gut

Teil daher, daß es für Freud einfach uneinsehbar war, wie eine echte Wissenschaft in anderen als physikalischen Termini ausdrückbar sein sollte: "Part of Freud's difficulty, as others and I ... have argued elsewhere, stemmed from his inability to see any way to make a true science in other than physicalistic terms, although he dealt always and almost exclusively with patterns of meanings" (168). Dieses Kardinalmißverständnis Freuds – trotz eines eindeutig psychischen Untersuchungsgegenstandes zuletzt zu ausschließlich physikalischen Kausalrelationen gelangen zu wollen – liegt dabei natürlich nicht nur der (ad-hoc-)Theorie über das Leib-Seele-Verhältnis und dem Reflexbogenmodell des Organismus (mit) zugrunde, sondern ganz maßgeblich verantwortlich ist dieses Mißverständnis – wie Holt betont – auch für Freuds Jonglieren mit den Begriffen psychischer Kraft, psychischer Arbeit und psychischer Energiebeträge, also für die gesamte quantitativ-ökonomische Betrachtungsweise, mit der Freud sein System und insbesondere auch die Theorie der Triebe in nicht unerheblicher Weise umnebelt (Holt 1967; 1976).

Zu skizzieren bleibt damit zuletzt noch das dritte der Holtschen Anti-Trieb-Argumente, das anders als die beiden ersten, um den Freudschen Physikalismus kreisenden, den mit den Motivationsprinzipien Sexualität und Aggression verknüpften Universalitätsanspruch zum Angriffspunkt hat. Holt versucht dabei einerseits die Genese der dualistischen Triebtheorie als überzogene Folgerung Freuds aus seinem zentralen Modell des Konflikts plausibel zu machen und andererseits ausgehend von einem (als solchen nicht gekennzeichneten) normal-sprachlichen Verständnis der Begriffe "Sexualität" und "Aggression" sowie der therapeutisch erfahrbaren Vielfalt menschlicher Motivationsphänomene die Irreduzibilität anderer Motive, wie beispielsweise Furcht, Angst, Abhängigkeit, Selbstvertrauen, Neugier und Gruppenzugehörigkeit in bezug auf Sexualität und Aggression in den Vordergrund zu rücken:

"It was as if his [gemeint ist Freuds] conviction about the central importance of conflict forced him always to postulate an opposed duality of basic drives, even if it became necessary to lump together disparate motives with anatomically and physiologically quite separate bases. ... It is clinically obvious that sex and aggression, in their many manifestations, are overridingly important; but fear, anxiety, dependence, self-esteem, curiosity and group belongingness (to name only an obvious handful) cannot validly be reduced to sex and aggression, and are motivational themes the therapist cannot afford to ignore." (Holt 1976, 169f.; Einfügung von mir)

Das Fazit, das Holt aus seiner gesamten Argumentation zieht, ist ebenso einfach wie durchschlagend: "drive is dead" (194). Was Holt dabei anstelle des Triebes in der psychoanalytischen Motivationstheorie eingesetzt sehen möchte, wird der pluralistischen Tendenz nach bereits in dem eben angeführten Zitat deutlich, Holt entwickelt es aber auch detailliert in der zweiten Hälfte seines Artikels: Der metapsychologisch verkorkste Begriff des Triebes soll abgelöst werden durch den klinisch gänzlich unbescholtenen (und früheren) Begriff des Wunsches. An die Stelle zweier monolithischer Urtriebe, die künstlicherweise zur motivationalen Erklärung eines jeden Verhaltens herangezogen werden sollten, soll eine poten-

tiell unendliche Mannigfaltigkeit von Wünschen treten, die ohne inadäquate Vorabfestlegungen den empirischen Motivationsphänomenen Gerechtigkeit zu bringen in der Lage ist. Das biologistisch-physikalistische Triebgeklapper mit all seinen Spannungen, Erregungen und Energieverladungen soll endgültig aufgegeben, die leise, aber effiziente Semantik des Wunsches als rein psychologisch fundiertes Beschreibungsinstrumentarium endlich in den motivationstheoretischen Dienst genommen werden. Holts eben nur abgekürzt wiedergegebenes Fazit lautet daher in voller Länge auch folgendermaßen: "In conclusion: drive is dead; long live wish! Freud's concept of Trieb served a useful function in his own theoretical development, but for us it is an anachronism beyond hope of rehabilitation. With relatively few terminological changes, however, his earlier but never abandoned concept of wish can be made a clinically usable substitute." (194f.)

Nun scheint es nach Holts systematisch umfassender Destruktion des Triebbegriffs durchaus sinnvoll zu sein, sich gänzlich von diesem Begriff zu trennen. Auch scheint es vernünftig, anstelle des Triebbegriffs auf den dogmatisch unbelasteten, empirisch flexiblen und pluralistisch offenen Begriff des Wunsches zu rekurrieren. Dennoch bleibt auch dann noch ein kleines Problem: Gibt es nämlich in der psychoanalytischen Motivationstheorie generell einfach nur noch Wünsche, dann ist zwar die phänomenologische Vielfalt motivationaler Regungen gerettet, zugleich ist aber gar nicht mehr so recht klar, wie denn überhaupt so etwas wie das Unbewußte zustande kommen soll. Was an den vielen bis unendlich vielen Wünschen soll es denn eigentlich sein, das zumindest einen Teil von ihnen dazu bewegt, hauptsächlich oder gar ausschließlich im Verborgenen zu agieren? Im Begriff des Wunsches an sich ist jedenfalls nichts, was ihm eine besondere Affinität zum Bewußtseinsfeindlichen, Konfliktgeladenen oder Spannungsträchtigen verleihe. Wenn daher anstelle sexueller und aggressiver Triebimpulse nur noch ganz allgemein Wünsche das psychoanalytische Motivationstapet bevölkern, warum sind diese Wünsche dann nicht zwar so zahlreich, aber auch so harmlos, daß man sich das ganze *psychodynamische* Konfliktmodell einfach schenken könnte? Will man hier das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, will man – mit anderen Worten – nicht gleichzeitig mit dem Triebbegriff auch den inneren Drive der Psychoanalyse ad acta legen, dann ist es zumindest erforderlich, den Begriff des Wunsches nicht völlig unqualifiziert im Raume stehen zu lassen. "Wünsche" in einem ganz generellen und unspezifizierten Sinn können folglich von Holt als psychoanalytische Motivationsbasis gar nicht gemeint sein.

Das demgegenüber tatsächlich Gemeinte bringt deutlicher als Holt selbst, der sich hier ungleich bedeckter hält als in seinem kritischen Teil, Thomä in seiner Zusammenfassung der Holtschen Argumentation zum Ausdruck. Thomä schreibt: "Am Ende kehrt man – verwandelt – zu den frühesten Erkenntnissen Freuds über das unbewußte menschliche Seelenleben zurück: am Anfang war der Wunsch. *Triebhafte* Wünsche bewegen unser Leben ..." (Thomä 1985, 29; Hervorhebung von mir) Das ist nun aber erstaunlich! Denn damit ist der Trieb (durch die Hintertür) auf einmal voll wieder da, wenn auch jetzt nicht mehr in substantivischer, sondern nur noch in adjektivischer Form. Die Frage bleibt dabei aber durchaus die gleiche wie schon ganz am Anfang der Triebdiskussion, nämlich: Was muß mit

dem Begriff des Triebes bzw. des Triebhaften geschehen, damit jenseits der offensichtlichen Ungereimtheiten und Widersprüche der Freudschen Triebkonzeption das Fundament der psychoanalytischen Motivationstheorie auf in sich stimmige und tragfähige Weise freigelegt werden kann? Wie – anders formuliert – ist mit diesem Begriff hinsichtlich seines systemfunktionalen Stellenwerts innerhalb der Freudschen Psychoanalyse in adäquater, und d.h. zumindest konsistenter Weise zu verfahren? Dieses Problem, das eigentlich durch den nicht unbeträchtlichen Argumentationsaufwand der generellen Trieb-Eliminations-These mittlerweile vom Tisch sein sollte, stellt sich somit am Ende der Erörterung dieser These mit voller Wucht von neuem. Das aber heißt, daß ebenso wie die spezielle Nicht-Trieb-These der Aggression auch die generelle Trieb-Eliminations-These nicht in der Lage ist, eine akzeptable Antwort auf dieses Problem zu präsentieren. Gefragt werden muß daher jetzt noch einmal, wie denn nun eigentlich *sinnvollerweise* mit dem Triebbegriff umgegangen werden sollte.

### **3. Noch einmal: Wie ist mit dem Freudschen Triebbegriff sinnvollerweise zu verfahren?**

Es ist klar, daß man mit dem Thematisieren dieser Frage nicht gänzlich auf den Ausgangspunkt der Triebdiskussion zurückgeworfen wird; denn nach der bisherigen Darstellung und insbesondere nach der Erörterung der Freudschen Organ-, Energie- und Objektexplikation (vgl. Abschnitt 1) sowie der in ihrer Physikalismuskritik unabweisbaren Argumentation Holts (vgl. Abschnitt 2) steht doch zumindest soviel fest, daß der Triebbegriff in seiner quantitativ-naturwissenschaftlichen Ausrichtung als eindeutig verfehlt und unhaltbar anzusehen ist. Insofern also Freud meinte, mit Hilfe dieses Begriffs Aussagen über physikalische Verursachungen, Erregungsgrößen und Spannungsgesetzmäßigkeiten machen zu können, ist sein Konzept geradewegs zurückzuweisen und revisionsbedürftig. Betroffen sind hiervon im einzelnen vor allem der dem Triebbegriff zueigene Referenzbereich sowie das mit diesem Begriff gekoppelte Konzept der Lust.

Der Referenzbereich des Triebbegriffs ist im Gegensatz zu Freuds Ansicht in gar keiner Weise und auch nicht einmal partiell im Physischen zu finden. Ein Trieb kann vielmehr von vornherein überhaupt nur als psychisch faßbares Phänomen verstanden werden, so daß bezogen auf seine drei bereits diskutierten Bestimmungsstücke die Rede vom Trieborgan als grundsätzlich obsolet sowie die vom Objekt bzw. der Energie des Triebes als nur logisch, keinesfalls aber ontologisch interpretierbar zu betrachten ist. Während dabei – wie sich gezeigt hat (vgl. Abschnitt 1) – der Begriff des Triebobjekts auch schon von Freud in einem inhaltlich nicht vorgeprägten, bloß relationslogisch angelegten Sinn verstanden wird, muß der Begriff der Triebenergie bzw. des Dranges erst von seinem pseudo-physikalischen Nimbus befreit werden, um sich so als rein formal-definitiv gemeinte Kennzeichnung des motivationalen Charakters, der verhaltensstimulierenden Wirkung eines Triebes zu erweisen (vgl. Abschnitt 1).

Ganz analog wandelt sich infolge der Physikalismuskritik dann auch der Begriff der Lust. Da mit der Zurückweisung des Konstanzprinzips die Gleichset-

zung von (psychischer) Spannungszunahme mit Unlust sowie (psychischer) Spannungsabnahme mit Lust entfällt, läßt sich folgerichtig auch nicht mehr sagen, daß das Ziel eines jeden (triebbedingten) Motivationsgeschehens in einer als Spannungsaufhebung bestimmbaren (Abfuhr-)Lust bestehe. Stattdessen kann man nur noch feststellen, daß Lust eben dasjenige sei, worauf ein jeder (triebbedingte) Motivationsprozeß seiner Natur nach ziele, und ob es sich dabei dann um eine spannungsmindernde, spannungssteigernde oder sonstwie geartete Lust handelt, ist apriori einfach nicht zu entscheiden. Ebenso wie der Energiebegriff erfährt also auch der Begriff der Lust durch die Eliminierung seiner physikalistischen Teilkomponente eine zugleich inhaltliche Bedeutungsbeschneidung wie formal-funktionale Bedeutungserweiterung. Anders jedoch als der Energiebegriff büßt der Lustbegriff dadurch sein überhaupt einzig inhaltlich explizites Bedeutungskriterium ein, so daß er sich zu einem rein formal festgelegten Begriff umzustrukturieren scheint. Lust in diesem Sinn würde dementsprechend gar nichts anderes mehr bedeuten als dasjenige, worauf ein jedes psychische Geschehen, sofern es unter dem Gesichtspunkt seiner motivationalen Einbettung betrachtet wird, zu guter Letzt ausgerichtet ist.

Wie steht es nun aber mit den die eigentliche Materie des Triebkonzepts bildenden Prinzipien der Sexualität und Aggression? Diese Prinzipien hatte Holt ja unter dem sicherlich zentralen Problem des mit ihnen verknüpften Universalitätsanspruchs kritisiert, den er gemessen an der alltagssprachlichen Bedeutung der Begriffe "Sexualität" und "Aggression" sowie an der für den Therapeuten empirisch erfahrbaren Vielfalt menschlicher Motivationsphänomene als hoffnungslos überzogen und realitätsfern beurteilt hatte (vgl. Abschnitt 2). Nun wäre Holts Urteil zweifelsfrei zuzustimmen, träfe die von ihm implizierte semantische Annahme auch zu. Es muß jedoch zumindest als fraglich gelten, ob "Sexualität" und "Aggression" hier wirklich in ihrem normalsprachlichen Sinn verstanden werden dürfen und ob der Satz von der motivationalen Universalität des Sexuellen und Aggressiven tatsächlich zu der Art von Sätzen gehört, die vernünftigerweise mit empirischen Einwänden zu kritisieren und widerlegen sind.

Zunächst zum zweiten Punkt: Nimmt man den uneingeschränkten Geltungsanspruch der Behauptung, daß ein jedes Motivationsgeschehen zuunterst aus sexuellen wie aggressiven Quellen entströme, tatsächlich ernst, dann ist (wegen der empirischen Unmöglichkeit eines universal gültigen Satzes) klar, daß es sich hierbei gar nicht mehr um eine empirisch fundierte Aussage handeln *kann*. Vergewärtigt man sich ferner, daß die dualistische Triebkonzeption im Rahmen der Freudschen Metapsychologie steht und daß es in der Metapsychologie um Dinge wie die Strukturhypothese der Person, also das Instanzenmodell von Ich, Es und Über-Ich, die grundsätzliche Legitimierung des Unbewußten oder die begriffliche Verankerung des Narzißmus geht, dann wird deutlich, daß der Triebdualismus zu den theoretischen Grund- oder Ausgangsannahmen der Freudschen Psychoanalyse gehört, daß er also Teil jenes begrifflichen Rasters ist, das der Sichtweise des Menschen, wie sie der Freudschen Psychoanalyse zu eigen ist, überhaupt erst ihre Struktur verleiht, dieser Sicht somit erst ihre empirisch speziellen und ins je einzelne gehenden Blickrichtungen ermöglicht. Die dualisti-

sche Triebkonzeption zählt mit anderen Worten zu demjenigen Teil der Freud'schen Psychoanalyse, den man als ihre axiomatische Basis oder präziser gesagt als ihr anthropologisches Fundament, ihr Menschenbild bezeichnen könnte. Axiomatischen Annahmen – seien sie nun mathematischer oder anthropologischer Art – läßt sich aber natürlich nicht mit empirischen Argumenten begegnen, sondern bestenfalls kann man nach ihrer Kohärenz oder ihrer Fruchtbarkeit, Plausibilität etc. fragen. Dementsprechend ist es dann aber auch schon vom Ansatz her verfehlt, zu versuchen, die dualistische Triebkonzeption mit Hilfe irgendwelcher Gegenbeispiele – seien diese nun an der umgangssprachlichen oder irgendeiner anderen Bedeutung der Begriffe "Sexualität" und "Aggression" orientiert – zu widerlegen. Gefragt werden muß vielmehr, ob die dualistische Triebkonzeption nach Herauslösung der in sie eingeflossenen Fehlvorstellungen *ein in sich stimmiges und sinnvolles* Fundament der psychoanalytischen Motivations-theorie abgeben kann, oder aber ob sich zumindest im Zuge einer rationalen Rekonstruktion ein derartiges Fundament aus ihr heraus entwickeln läßt.

Um hier zu einer Antwort zu gelangen, ist es als erstes erforderlich zu untersuchen, was Sexualität und Aggression als universale Motivationsprinzipien eigentlich bedeuten können. Versteht man "Sexualität" und "Aggression" im normalsprachlichen Sinn, dann ergeben sich für die Triebkonzeption in jedem Fall, also auch wenn man deren anthropologisch-apriorischen Status anerkennt, die allergrößten Schwierigkeiten. Die Konzeption würde dann nämlich besagen, daß jedes Verhalten und jedes psychische Geschehen überhaupt motivational auf sexuelle und aggressive Impulse, und zwar eben im normalen, ganz handfesten Sinn dieser Begriffe, zurückgeführt werden müsse. Eine solche Reduktionsregel hätte aber – ähnlich wie das auch Holt meint – angesichts der Mannigfaltigkeit menschlicher Motivationsphänomene eine extrem starke Verengung und auch völlig unnötige Dogmatisierung im theoretischen Umgang mit diesen Phänomenen zur unausweichlichen Folge. Wohlgedenkt: Es handelt sich bei diesem Einwand nicht um den Versuch einer empirischen Widerlegung der auf den normalsprachlichen Begriffsbedeutungen basierenden Triebkonzeption, sondern lediglich um den Aufweis ihres, allerdings ziemlich ausgeprägten Mangels an phänomenbezogener Plausibilität. Dementsprechend wird man dann wohl davon ausgehen dürfen, daß, wenn es überhaupt akzeptabel sein soll, Sexualität und Aggression als universale Motivationsprinzipien zu konzeptualisieren, diese in einem gegenüber ihrem gewöhnlichen erweiterten und damit zumindest partiell metaphorischen Sinn verstanden werden müssen. Das aber heißt zugleich, daß "Sexualität" und "Aggression" auch in einem anderen als dem von Freud selbst gemeinten Sinn aufzufassen sind, da Freud bei aller extensionalen Begriffserweiterung doch im wesentlichen auf dem Boden eines wörtlichen und normalsprachlich orientierten Begriffsverständnisses verbleibt. Gefordert ist demnach eine unter dem Gesichtspunkt universaler Anwendbarkeit vorzunehmende *intensivationale, also Sinn-Erweiterung* des Freud'schen Sexualitäts- und Aggressionsbegriffs. Wie jedoch kann eine solche Erweiterung ausssehen?

Bei der Suche nach der hier gefragten semantischen Allgemeinheit kann einem am ehesten noch eine Explikation des Freud'schen Aggressionsbegriffs die

Richtung weisen, da Freuds für diesen Begriff gebrauchtes Synonym der "Destruktion" so etwas wie einen inhaltlichen Anhaltspunkt für ein uneingeschränkt-umfassendes Begriffsverständnis liefert. Soll nämlich schlechterdings jedem psychischen Geschehen eine aggressive bzw. destruktive Tendenz zumindest mit zugrunde liegen, dann muß der Begriff der Aggression in einem ganz generellen und unspezifizierten Sinn von Destruktion gemeint sein. "Aggression" muß sich dann auf alles das beziehen, was auch immer darauf ausgerichtet ist, das Objekt eines psychischen Geschehens – egal, ob es sich dabei um ein reales oder bloß gedachtes, um ein von dem agierenden Subjekt verschiedenes oder mit ihm identisches handelt – zu behindern, zu beschränken, in seinen Wirkungen zu beschneiden oder gar zu zerstören. Wenn jedoch der Begriff der Aggression mit einem ganz generellen Begriff von Destruktion zusammenfällt, dann muß auch der dem Aggressionsbegriff komplementäre Sexualitätsbegriff eine der generellen Bedeutung von "Destruktion" semantisch entsprechende, und d.h. intensional wie extensional gleichrangige Funktion aufweisen. Denn, da Sexualität und Aggression eine vollständige Disjunktion des elementaren Motivationspotentials bilden, muß jedes offene wie verdeckte Verhalten, insofern es nicht auf eine aggressive, also destruktive Tendenz zurückzuführen ist, motivational aufgrund von Sexualität zustande gekommen sein. Das aber heißt, daß "Sexualität" sich auf all das beziehen muß, was nicht Aggression ist, und da "Aggression" das intendierte (d.h. hier nicht notwendigerweise bewußtseinsmäßige) Hemmen, Hindern, Beschneiden oder Zerstören eines Objekts bedeutet, muß "Sexualität" dementsprechend alles dasjenige bezeichnen, was darauf ausgerichtet ist, das Objekt eines psychischen Geschehens zu begünstigen, zu befördern, in seinen Wirkungen zu entfalten oder auch überhaupt erst zu erzeugen. Der begriffliche Gegensatz von "Sexualität" und "Aggression" fällt also unter der Bedingung ihrer universalen Ausdehnung in etwa mit dem des Konstruktiven und Destruktiven zusammen, und dementsprechend läßt sich dann der Drang bzw. die Tendenz zum Sexuellen wie Aggressiven unter dem Titel des Konstruktionsdrangs bzw. der Konstruktivität und des Destruktionsdrangs bzw. der Destruktivität fassen.

Dies mag nun zunächst überraschend klingen, da insbesondere der Begriff des Konstruktiven relativ weit von dem des Sexuellen, so wie er in der Umgangssprache und im großen und ganzen auch bei Freud gebraucht wird, entfernt zu sein scheint. Hält man sich jedoch vor Augen, daß aufgrund des mit der von Freud postulierten Triebdualität erhobenen Universalitätsanspruchs wirklich *alles*, was nicht aggressiv motiviert ist, sexuell motiviert sein *muß*, dann wird einsichtig, daß der Sexualitätsbegriff in Entsprechung zur unspezifizierten Destruktivität gar keine engere als die eben aufgezeigte Bedeutung haben darf. Im übrigen besteht zwischen dem (normalprachlich bzw. Freudianisch) speziellen und dem unter der Universalitätsbedingung als Konstruktivität sich ergebenden Sexualitätsbegriff gar keine allzu große Diskrepanz, wenn man nämlich den Drang zur Sexualität im engeren Sinn als Drang zur Verbindung, Vereinigung, oder auch Verschmelzung mit einem anderen zu betrachten bereit ist und diesen Drang wiederum als eine Form des Gerichtetseins auf Wirkungsentfaltung bzw. Objekterzeugung, d.h. also Konstruktivität im skizzierten, unspezifizierten Sinn ansieht.

Wie man nun aber auch immer die Nähe oder Ferne der normalprachlich orientierten zu den universal erweiterten Begriffen von Sexualität und Aggression einschätzen mag, offensichtlich ist, daß die ersteren nicht, jedenfalls nicht auf undogmatische Weise den motivationalen Ursprung eines jeden Verhaltens – sei es offen oder verdeckt – zu bezeichnen in der Lage sind, während die letzteren durchaus mit Sinn als elementare Attribute jedes in seiner Zielbezogenheit angesprochenen Verhaltens zum Einsatz gebracht werden können. Grundsätzlich läßt sich nämlich von allen möglichen Verhaltensweisen, -sequenzen oder -dispositionen feststellen, daß sie unter dem und dem Gesichtspunkt als konstruktiv und unter dem und dem Gesichtspunkt als destruktiv klassifiziert werden können. Konstruktivität und Destruktivität würden also dem von Freud für seine Elementartriebe geforderten Universalitätsanspruch in vollem Umfang Genüge leisten. Erfüllen diese Prinzipien aber auch die der Triebkonzeption von Freud zugewiesene Systemfunktion?

Systeminterne Aufgabe der Triebkonzeption ist es ja – wie sich gezeigt hat – auf einer metapsychologisch-anthropologischen Ebene dasjenige anzugeben, woraus alles, was auch immer Menschen denken, wollen oder tun motivational zuunsternt entströmt und damit dann auch zugleich dasjenige zu bezeichnen, worauf alles Denken, Wollen oder Tun intentional zuletzt wieder ausgerichtet ist. Aufgabe der Triebkonzeption ist es also, so etwas wie den motivationalen Urquell aller menschlichen Aktivitäten bzw. deren Telos oder Ziel zu formulieren. Nun lassen sich grundsätzlich natürlich ganz verschiedene Dinge als mögliche Ziele jedweder Aktivität, d.h. als allen menschlichen Aktivitäten verbindend gemeinsame Ziele vorstellen. Fraglich ist jedoch, ob auch Konstruktivität und Destruktivität als derartige Ziele einsetzbar sind. Würde man nämlich behaupten, daß schlechterdings alles, was Menschen denken, wollen oder tun zu guter Letzt nur um der Erfüllung oder Befriedigung ihrer Konstruktivität bzw. Destruktivität willen geschehe, oder daß es schließlich allein Konstruktivität und Destruktivität seien, deretwegen der Mensch überhaupt seine Aktivitäten entfalte, so wäre hier doch wohl etwas an die Stelle der Kennzeichnung eines Zieles getreten, womit sich eigentlich nur *die Art der Verfolgung* eines Ziels kennzeichnen ließe. Denn während es durchaus sinnvoll sein kann zu sagen, daß *in alledem*, wonach der Mensch strebt, wozu es ihn drängt oder wozu er getrieben wird, er sich konstruktiv wie destruktiv verhält, macht es umgekehrt wohl keinen guten Sinn zu behaupten, daß Konstruktivität bzw. Destruktivität *als solche* das allumfassende Streben, den Drang oder Trieb des Menschen selbst ausmachen. Mögen daher Konstruktivität und Destruktivität auch als universale Attribute oder Modi eines anthropologisch fundamentalen Motivationsprinzips in Frage kommen können, so können sie doch nicht selbst derartige Prinzipien darstellen oder sein.

Was heißt das aber nun für den Inhalt der Freudschen Triebkonzeption? Ergibt sich hier als Konsequenz, daß man, wenn man den mit dem Sexualitäts- bzw. Aggressionsbegriff verbundenen Universalitätsanspruch legitimieren will, auf den konzeptionellen Inhalt von vornherein verzichten und sich damit eine (trieb)leere (Trieb-)Konzeption einhandeln muß? Oder aber daß man umgekehrt, wenn man Sexualität und Aggression als inhaltlich bestimmte Triebe beibehalten will, den

Universalitätsanspruch der Konzeption ein für allemal aufgeben und damit eine ihrer metapsychologisch-anthropologischen Funktion entkleidete Konzeption in Kauf nehmen muß? Steht man hier mit anderen Worten vor der Alternative, sich entweder für eine inhaltsleere und so gesehen unnütze oder aber für eine funktionsleere und so gesehen unnütze Konzeption entscheiden zu müssen? In beiden Fällen schiene es ja doch wohl besser, so wie es schon Holt vorgeschlagen hatte, sich ganz von Freuds Triebbegriff zu verabschieden.

Glücklicherweise eröffnet sich hier jedoch noch eine weitere, dritte Möglichkeit, und zwar eine, die auf dem von seinem physikalistischen Ballast befreiten Lustbegriff basiert. Nach der Herauslösung des in diesen Begriff durch das Konstanzprinzip eingedrungenen Spannungs- bzw. Abfuhraspekts hatte sich ja gezeigt, daß "Lust" genau dasjenige bezeichnet, worauf ein jedes Motivationsgeschehen seiner Natur nach zuletzt immer ausgerichtet ist. Das aber bedeutet offensichtlich, daß "Lust" gar nichts anderes mehr meint als dasjenige, was als zielbezogene Ausrichtung bzw. als letztes Ziel jedes Verhaltens überhaupt, sofern es nämlich unter motivationaler Perspektive betrachtet wird, angesehen werden muß. Wenn nun aber der Lustbegriff das letzte Ziel bzw. umgekehrt formuliert den motivationalen Ursprung schlechterdings jedes Verhaltens angibt, dann erfüllt er ja genau diejenigen theoretischen Anforderungen, die an den Freudschen Begriff des Elementartriebs im Kontext seines metapsychologisch-anthropologischen Funktionszusammenhangs gestellt werden. Damit würde sich jedoch dann als Lösung des Triebprinzip-Problems nahelegen, daß das *Streben nach Lust*, das der Mensch in all seinem Denken, Wollen und Tun schließlich immer verfolgt, den eigentlichen Urtrieb im Freudschen Sinne darstellt und die als universal angesehenen Phänomene von Sexualität und Aggression, also Konstruktivität und Destruktivität nur die grundlegenden Modi bzw. Attribute in der beständigen Verfolgung dieses Strebens bilden. Ist demnach Freuds Triebkonzeption sinnvollerweise als Konzeption eines allumfassenden Triebes zur Lust aufzufassen? Andersherum gefragt: Welche Gründe könnten eigentlich dagegen angeführt werden, die Konzeption in dieser Weise zu verstehen?

#### **4. Ist die Triebkonzeption als Konzeption eines allumfassenden Strebens nach Lust kohärent rekonstruierbar?**

In vorderster Front ließe sich einem solchen Rekonstruktionsversuch wohl entgegenhalten, daß das physikalismusbereinigte und durch seine Allgemeinheit bestehende Lustprinzip doch schon wieder so allgemein und formal ist, daß es geradezu nichtssagend und im übrigen auch noch zirkulär erscheint. Erkundigt man sich nämlich, was denn nun eigentlich der allumfassende Elementartrieb im Freudschen Sinne sei, so bekommt man zur Antwort: dies sei das Streben nach Lust, das man mit jedweder Aktivität zuletzt immer verfolge. Fragt man dann aber weiter, was denn nun diese Lust, nach der man da immerzu strebe, wiederum sei, so erfährt man, daß diese Lust eben genau dasjenige sei, wonach man mit allem zuletzt immer strebe. Damit ist man dann aber insgesamt nicht gerade schlauer geworden und obendrein wohl auch noch logisch ein wenig in die Irre

geführt. Ist es also nicht offenbar notwendig, das reformulierte Lustprinzip wegen seiner inhaltlichen Unfaß- und seiner logischen Unhaltbarkeit als Kandidat für die Stelle eines Freudschen Elementartriebs von vornherein wieder zurückzuweisen?

Zur Sprache gebracht werden hier offensichtlich gleich zwei Einwände in einem; nämlich zum einen der Einwand der inhaltlichen Leere und zum anderen der der logischen Zirkularität. Zunächst zum letzteren: Wollte man den Lustbegriff in der Tat einzig und allein dadurch bestimmt sehen, daß er sich rein schematisch auf das beziehe, was man mit jedweder Aktivität zuletzt immer erstrebe, wollte man ihn also wirklich in strikter Weise als ausschließlich formalen Begriff konzipiert sehen, so würde dieser Einwand unbestreitbar ins Schwarze treffen. Allerdings ist es im Rahmen des hier unternommenen Rekonstruktionsversuchs weder erforderlich, noch auch nur Freuds eigenem Begriffsgebrauch überhaupt angemessen, den Begriff der Lust in einem jedes nicht-formalen Gehalts total entledigten Sinn zu verstehen. Denn, zwar findet sich bei Freud als inhaltliches Bedeutungskriterium *explizit* nur das der Trieb- bzw. Spannungsabfuhr, so daß nach dessen Wegfall tatsächlich ein bloß formaler Begriff der Lust zurückzubleiben scheint, zugleich aber enthält der Lustbegriff – so wie ihn Freud in praxi verwendet – *implizit* auch diejenigen Bedeutungselemente, die für ihn als normalsprachlichen Begriff charakteristisch und wesensbestimmend sind. Das heißt im Klartext, daß, wenn Freud von Lust als einem angezielten Zustand spricht, er damit – abgesehen davon, daß er diesen Zustand für so etwas wie eine Trieb- bzw. Spannungsabfuhr hält – einen solchen Zustand meint, den das von ihm betroffene Individuum als befriedigend bzw. angenehm empfindet oder, wie man auch sagen könnte, der dem von ihm betroffenen Individuum auf unmittelbare und d.h. vor allem auch sinnliche Art und Weise wohlgefällt. Hat jedoch das kritisch reformulierte Lustprinzip über seine formal-allgemeine Telosfunktion hinaus auch einen inhaltlich bestimmten Bedeutungsgehalt, so läuft der ja gerade auf der Abwesenheit eines solchen Gehalts beruhende Zirkularitätsvorwurf an diesem Prinzip natürlich vorbei.

Ist damit nun aber zugleich auch der Vorwurf der inhaltlichen Leere aus dem Felde geschlagen, oder könnte man nicht immer noch einwenden, daß ein Prinzip, das lediglich behaupte, daß jedwede menschliche Aktivität zuletzt irgendwie immer auf einen Zustand der Befriedigung bzw. des Wohlgefallens hinziele, doch reichlich unkonturiert und nichtssagend sei? Ist, anders formuliert, das Prinzip der allumfassenden Lust in seiner Unschärfe und Allgemeinheit nicht im Grunde nur eine selbstverständliche und für die Fundierung einer Motivationstheorie völlig wertlose Trivialität, und sind dementsprechend nicht auch alle Bemühungen zu seiner anthropologisch-axiomatischen Inthronisierung von vornherein für die Katz? Die hier entscheidende Frage ist, was man in bezug auf das zur Debatte stehende Prinzip als das Kriterium seiner Konturiertheit bzw. umgekehrt seiner Trivialität vernünftigerweise ansehen sollte.

Wollte man dem Prinzip die Möglichkeit zur direkten Ableitung differentialpsychologischer Sätze aufbürden, so wären in der Tat alle grundlagentheoretischen Bemühungen von vornherein umsonst. Dies aber daher, weil es eben schon nach der Problemstellung um ein anthropologisch-universales und gerade

nicht um ein empirisch-differentielles Motivationsprinzip geht. Hätte man es andererseits mit einem solchen Prinzip zu tun, das ganz unumgänglich zur Fundierung jeder beliebigen Motivationstheorie vorausgesetzt werden muß, so wäre der Vorwurf des Unkonturierten bzw. Trivialen offensichtlich ziemlich berechtigt. Gerade dies trifft nun aber im Falle des allumfassenden Lustprinzips sicherlich nicht zu. Denn zum einen lassen sich grundsätzlich ganz andere Prinzipien als das der Lust an der hier zu besetzenden Stelle etablieren und zum andern wurden auch faktisch immer wieder ganz andere Prinzipien an vergleichbarer Stelle herangezogen. So kann man – um nur einige mögliche Beispiele zu nennen – natürlich auch sagen, daß schlechterdings alles, was der Mensch denkt, will oder tut, zuletzt durchweg darauf zielt, sein Überleben bzw. das seiner Art zu sichern, oder daß der Mensch alles, was er überhaupt zeitlebens an Aktivitäten entfaltet, im Grunde genommen immer nur um seiner individuellen Verwirklichung, seines Seelenheils, der Erkenntnis oder des – wie auch immer bestimmten – Guten oder Schönen willen tut. Schließlich kann man natürlich die Stelle eines anthropologisch-universalen Motivationsprinzips auch gänzlich unbesetzt zu lassen versuchen, indem man z.B. die Meinung vertritt, daß sich hierüber sowieso keine sinnvollen oder zumindest wissenschaftlich haltbaren Aussagen gewinnen ließen. Wie man sich hier nun aber auch immer entscheiden mag: Feststellen läßt sich, daß die Annahme irgendeines aus der Reihe aller möglichen anthropologisch-universalen Motivationsprinzipien in jedem Fall schon eine ganz *bestimmte* Entscheidung bedeutet und daß die Annahme eines derartigen - gleich welchen - Prinzips damit weder als Selbstverständlichkeit, noch als Trivialität, sondern im Gegenteil als in ihren Folgen für die Konturierung eines psychologischen Systems gar nicht zu unterschätzende Weichenstellung anzusehen ist.

Ist nun aber die mit der Annahme des allumfassenden Lustprinzips verbundene Weichenstellung den Erfordernissen des psychoanalytischen System Freuds überhaupt entsprechend? Ist insbesondere ein solches *einzelnes* Prinzip wirklich in der Lage, das für die Freudsche Psychoanalyse so zentrale Modell des Konflikts zu fundieren, und ergeben sich hier nicht in bezug auf das Zustandekommen des Unbewußten vielleicht ganz ähnliche Schwierigkeiten wie schon bei Holts allgemeinen und einfachen (d.h. noch nicht wieder triebbedingt genannten) Wünschen?

Daß derartige Schwierigkeiten bei dem Lustprinzip sicher nicht zu erwarten sind, läßt sich erfreulich leicht einsehen. Konzipiert man nämlich den Menschen als ein Wesen, das mit allem, was es denkt, will oder tut, durch und durch auf Lust hin ausgerichtet ist, dann ist es ja ganz klar, daß ein solches Wesen zugleich die Tendenz aufweisen wird, diejenigen Vorstellungen, die es als in hohem Maße unlustvoll empfindet, aus seinem geistigen Wahrnehmungskreis zu entfernen und eventuell sogar systematisch daraus auszuschließen. Ebenso ist es jedoch klar, daß ein derartiges Wesen bei seinem permanenten Streben nach Lust ganz unterschiedliche Dinge als lustvoll empfinden wird, so daß schon allein aufgrund von deren möglichen Unvereinbarkeiten der psychische Konflikt eine ständige Erfahrung dieses Wesens bilden muß. Der Mensch als durch und durch lustbegehrendes Wesen ist aber natürlich auch schon deshalb kontinuierlich Konflikten ausgesetzt,

weil er ja immerfort auf andere Wesen seinesgleichen trifft, deren Ziele keineswegs die seinen und mit diesen nicht einmal vereinbar sein müssen.

Wenn daher auch mit der alle Aktivitäten zuletzt motivierenden Lust nur ein einziges Prinzip an die Stelle der ursprünglichen Triebdualität tritt, so läßt sich doch der intraindividuelle Konflikt als psychoanalytische Basisgröße problemlos damit erfassen. Andersherum gesagt: Zur theoretischen Fundierung des psychoanalytischen Konfliktmodells ist es in gar keiner Weise nötig, bereits zwei gegenläufige und damit schon Konflikt in sich bergende Motivationsprinzipien zu postulieren. Ganz im Gegenteil: Während die im wörtlichen Sinn verstandenen Prinzipien von Sexualität und Aggression eine ganz erhebliche Phänomenverengung und Dogmatisierung mit sich bringen, läßt sich auf der Grundlage des wesentlich formal definierten Lustprinzips die ganze Vielfalt empirisch vorkommender Motivationsstrukturen uneingeschränkt beschreiben und analysieren. Das Lustprinzip stellt dabei keine motivationsreduzierende (Inhalts-)Vorgabe dar, sondern es bildet gleichsam nur den übergeordneten Blickpunkt, von dem aus, oder den zusammenhangsstiftenden Leitfaden, an Hand dessen in der Freudschen Psychoanalyse individuelle Motivationsprozesse verfolgt und interpretierend nachgezeichnet werden können.

Bei den so sich ergebenden (individuellen) Motivationsprozeßanalysen kommen dann auch die Phänomene der Sexualität und Aggression maßgeblich wieder mit ins Spiel, und zwar sowohl in ihrem metaphorisch-universalen Sinn als elementare Verhaltensattribute der Konstruktivität und Destruktivität als auch natürlich in ihrem nicht-metaphorisch direkten Sinn als empirisch-spezielle Motivationskomponenten. Zwar befinden sich Sexualität und Aggression, was dieses letztere Vorkommen anbetrifft, in einer Reihe mit all den anderen empirisch erscheinenden Motivationsphänomenen, zugleich aber wird ihnen dabei schon allein deswegen eine ganz prominente Rolle zuteil, weil der Mensch als essentiell nach Lust, und d.h. eben immer auch nach sinnlich durchtränktem Wohlgefallen strebendes Wesen ein ganz besonders innigliches Verhältnis zu denjenigen Objekten (Personen oder Dingen) haben muß, die ihm auf eindringliche Weise Lust versprechen oder aber ihm diese gerade zu vereiteln drohen.

Insgesamt läßt sich daher feststellen, daß sich das Prinzip der allumfassenden Lust zu den grundlegenden Bedingungen der Freudschen Psychoanalyse nicht nur nicht dissonant oder indifferent, sondern sogar ganz ausgesprochen harmonisch verhält. Könnte man aber, wenn das nun so ist, gegen dieses Prinzip nicht auch einen Vorwurf erheben, der ebenso regelmäßig wie emphatisch von Psychoanalytikern gegen den gesamten psychoanalytischen Ansatz vorgebracht wird, nämlich, daß dieser mit einem gleichermaßen (hedonistisch-triebhaft) reduzierten wie verarmten Bild vom Menschen ausgestattet und verunstaltet sei? Zwar müßte jetzt nicht mehr alles und jedes, was der Mensch denkt, will oder tut, auf Sexualität und Aggression zurückgeführt werden, aber eben doch – was in seiner uneingeschränkten Totalität auch nicht gerade besser zu sein scheint – auf das pure und unüberwindliche Streben des Menschen nach Lust. Ist es daher nicht so, daß das allumfassende Lustprinzip, obwohl vielleicht oberflächlich betrachtet weniger verengt und dogmatisch als der ursprüngliche Sexualitäts-Aggressions-Dualis-

mus, im Grunde genommen doch genauso eindimensional und verkürzt dasteht wie dieser?

Würde man diese Frage bejahen, so hieße das, den Begriff der Lust in einem Sinn zu verstehen, der bereits von vornherein nur ganz bestimmte Arten der Lust, wie sie eben z.B. gerade durch sexuelle und aggressive Lust exemplifiziert werden, zuläßt. Das jedoch ist weder nach allgemeinen noch nach psychoanalytischen Maßstäben in irgendeiner Hinsicht erforderlich. Zwar impliziert der Begriff der Lust tatsächlich in jedem Fall das (im weitesten Sinn) immer auch sinnliche Sein lustvollen Erlebens, so daß ein rein geistiges Wohlgefallen – wenn es denn ein solches geben sollte – kaum noch als Lust angesprochen werden könnte; darüber hinaus ist jedoch der Lustbegriff keineswegs auf irgendwelche bestimmten, z.B. besonders triebhaft-animalische oder egoistische Formen des Wohlgefallens fixiert. Ganz im Gegenteil lassen sich eben nicht nur die verschiedensten Inhalte, Qualitäten und Grade menschlicher Lust unterscheiden, sondern ebenso auch die unterschiedlichsten, alle Weisen menschlicher Existenzmöglichkeiten umfassenden Formen, so daß beispielsweise neben einer unterdrückten auch von einer vernünftigen Lust mit gutem Recht die Rede sein kann. Gemeinsam ist all diesen verschiedenen Lustformen lediglich der in ihrem Erleben sich manifestierende Charakter der Befriedigung oder Bestärkung sowie dessen ganzheitlich verwobene, kognitiv-sinnliche Strukturbeschaffenheit. Ist jedoch nun der Lustbegriff nicht auf besonders niedere, geistesferne oder im umgangssprachlichen Sinn hedonistisch-triebhaft Arten des Wohlgefallens beschränkt, dann läßt sich natürlich auch der Reduktionismusvorwurf nicht gegen das universale und inhaltlich gar nicht weiter eingeschränkte Lustprinzip erheben, sondern dieser Vorwurf beruht selbst auf einem solchermaßen reduzierten Lustbegriff wie demjenigen, den er vorgeblich zu kritisieren trachtet. Umgekehrt ist stattdessen zu sagen, daß das allumfassende Lustprinzip wegen seiner anthropologischen Allgemeinheit und Offenheit gerade die Möglichkeit mit sich bringt, das der Psychoanalyse zugrundeliegende Menschenbild von seinen triebdualistisch beherrschten Reduktionismen zu befreien und dieses Bild auf eine ungleich breitere, realitätsadäquatere und damit plausibilitätsfähigere Basis zu stellen.

Die Konzeption eines allumfassenden Strebens nach Lust kann daher zusammengefaßt betrachtet nicht nur als eine logisch konsistente und den allgemeinen Erfordernissen der Freudschen Psychoanalyse entsprechende, sondern vor allem auch als eine deren anthropologisch-motivationstheoretische Reduktionismen überwindende Rekonstruktion der Triebkonzeption gelten. Anders als der ursprüngliche Sexualitäts-Aggressions-Dualismus, anders aber auch als die im ersten und zweiten Abschnitt diskutierte Nicht-Trieb-These der Aggression sowie die generelle Trieb-Eliminations-These erfüllt diese Konzeption sowohl die an die Triebkonzeption anzulegenden logisch-analytischen Begriffsmaßstäbe als auch deren systemimmanente, universal-teleologische Fundierungsfunktion. Damit jedoch läßt sich die Konzeption eines allumfassenden Strebens nach Lust als rationaler und realitätskongruenter Kern der Freudschen Konzepte zum Trieb, und d.h. der anthropologischen Annahmen der psychoanalytischen Motivationstheorie ansehen.

### Bibliographie

- Brenner, Charles (1989), *Grundzüge der Psychoanalyse*, Frankfurt a. M.
- Freud, Anna (1972), Comments on Aggression, in: *International Journal of Psychoanalysis* 53, 163-171
- Freud, Sigmund (1905), Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, in: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie und verwandte Schriften*, Frankfurt a. M., 13-109
- (1914), Zur Einführung des Narzißmus, in: *Das Ich und das Es. Und andere metapsychologische Schriften*, Frankfurt a. M., 19-42
  - (1915), Triebe und Tribschicksale, in: *Das Ich und das Es. Und andere metapsychologische Schriften*, Frankfurt a. M., 43-60
  - (1920), Jenseits des Lustprinzips, in: *Das Ich und das Es. Und andere metapsychologische Schriften*, Frankfurt a. M., 121-169
  - (1924), Das ökonomische Problem des Masochismus, in: *Das Ich und das Es. Und andere metapsychologische Schriften*, Frankfurt a. M., 209-218
  - (1933), *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*, Frankfurt a. M.
- Gill, Merton (1976), Metapsychology is Not Psychology, in: Merton Gill/Philip Holzman (eds.), *Psychology Versus Metapsychology. Psychoanalytic Essays in Memory of George S. Klein* (Psychological Issues 9, No. 4, Monograph. 36), New York, 71-105 (dtsch.: Die Metapsychologie ist keine Psychologie, in: *Psyche* 38, 1984, 961-992)
- Groeben, Norbert (1986), *Handeln, Tun, Verhalten als Einheiten einer verstehend-erklärenden Psychologie*, Tübingen
- Grünbaum, Adolf (1988), *Die Grundlagen der Psychoanalyse. Eine philosophische Kritik*, Stuttgart
- Holt, Robert (1976), Drive or Wish? A Reconsideration of the Psychoanalytic Theory of Motivation, in: Merton Gill/Philip Holzman (eds.), *Psychology Versus Metapsychology. Psychoanalytic Essays in Memory of George S. Klein* (Psychological Issues 9, No. 4, Monograph. 36), New York, 158-197
- (1981), The Death and Transfiguration of Metapsychology, in: *International Review of Psychoanalysis* 8, 129-143
- Kunz, Hans (1946), *Die Aggressivität und die Zärtlichkeit. Zwei psychologische Studien*, Bern
- Schafer, Roy (1976), *A New Language for Psychoanalysis*, New Haven
- Thomä, Helmut (1990), Aggression und Destruktivität jenseits der Triebmythologie, in: Peter Buchheim/Theodor Seifert (Hrsg.), *Zur Psychodynamik und Psychotherapie von Aggression*, Berlin u.a.
- Horst Kächele (1985), *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie. Bd. 1: Grundlagen*, Berlin u.a.
- Waelder, Robert (1963), *Die Grundlagen der Psychoanalyse*, Bern-Stuttgart
- Wisdom, John (1984), What is Left of Psychoanalytic Theory?, in: *International Review of Psychoanalysis* 11, 313-326